

Litteraturbericht.

P. LANGER. **Psychophysische Streitfragen.** (Separatabdruck aus dem Programm des Hzgl. Gymnasium Gleichense in Ohrdruf.) Ohrdruf 1893. 32 S.

L. verteidigt hier die Auffassung, die er vor 17 Jahren den Thatsachen des WEBERSchen Gesetzes gegenüber geltend gemacht hat, gegen die Einwände, welche im Laufe der Zeit gegen dieselbe erhoben worden sind. Auf der einen Seite stößt er offene Thüren nochmals ein, auf der anderen Seite übersieht er, daß es gegenwärtig in der Psychophysik Besseres zu thun giebt, als sich ohne Heranziehung neuer Thatsachen oder wesentlich neuer Gesichtspunkte über den Grad von Wahrscheinlichkeit herumzustreiten, welcher der von L. vertretenen Hypothese zukommt, daß „der eben merkliche Empfindungsunterschied der Größe der Reize, die das Reizintervall bilden, oder, genauer ausgedrückt, einem im Reizintervall liegenden Reize proportional ist“. Die ganze Manier der Untersuchung, die in dieser Abhandlung herrscht, ist einigermaßen veraltet. Beachtenswert erscheint die Auslassung auf S. 15 ff., welche die Bedingungen der Meßbarkeit und additiven Verknüpfung betrifft.

G. E. MÜLLER (Göttingen).

LIONEL DAURIAU. **Psychologie du Musicien.** *Rev. Philosoph.* Bd. XXXV. S. 449—470 und 595—617. (Mai und Juni 1893.)

Es ist schwer, den Inhalt dieses Essays wiederzugeben, ohne entweder zu viel oder zu wenig zu sagen; ich muß mich daher darauf beschränken, einige der wichtigeren Punkte zu besprechen. Mit Bezug auf die Frage, ob der Gesang der Sprache vorangehe oder nachfolge, scheint der Verfasser mehr zu letzterer Ansicht geneigt zu sein, obgleich er zugiebt, daß die Auffassung (*affaire de définition*) hier eine große Rolle spiele. Der charakteristische Unterschied sei der distinkte Ton zum Unterschied vom undistinkten der Sprache. Ich glaube, daß dies allerdings ein wichtiger Unterschied ist, sofern wir an die moderne Darstellung der Musik denken. Die primitive Musik schwankte auch im Ton immer herum, und die Musikvorstellung, die interne Erfindung ist auch heute keineswegs von vornherein in den festen Formen distinkter Töne. Darum scheint mir der charakteristische Unterschied zwischen musikalischem und anderweitigem tönenden Ausdruck psychologisch im Taktgefühl zu liegen, das dem ersteren zu Grunde liegt. Von ihm gehen alle die Merkmale aus, die dem Tongebäude einen Selbstzweck geben